

VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 34.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 31. August 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.

37. Jahrg.

Aus dem Chor.

Novelle von Sophie Junghans.

Nachdruck verboten.

Wie beliebt sind nicht Künstlerromane und Novellen! Neuerdings üben besonders die Ateliers der Maler und Bildhauer, mit möglichst unbekleidetem Modell darin, zunächst einmal auf die schreibenden Herrschaften selber, eine unverkennbare Anziehungskraft aus. Früher war es mehr das Theater; die Leser lassen sich Helten und besonders Heldinnen aus der Welt der Bretter immer noch gern vorsetzen. Eine schöne Schauspielerin ist und bleibt einmal eine sehr dankbare Romanfigur.

Eine schöne Schauspielerin, ja, aber eine häßliche Choristin! Der Theaterchor überhaupt und das Völkchen der Statisten haben bis jetzt ihren Epiker noch nicht gefunden. Und doch, für den liebe- und humorvollen Beobachter — und wer schreibt, sollte eigentlich immer beides sein — was wäre da nicht alles zu holen!

Es ist jedenfalls sehr interessant, wenn ein kräftiges, junges Talent — und nun gar Sohn oder Tochter aus guter Familie! — alle Schranken durchbricht, alle Hindernisse überwindet und nach und nach zur Berühmtheit wird, oder, wenn es eine Sie ist, eine glänzende, vielleicht eine fürstliche Partie macht. Anderer ehrlicher Leute Kindern wird das so leicht nicht zu teil, ich meine, daß sie als bürgerliche Mädchen Prinzen heiraten. Einer Regierungsratsstochter schlechtweg ist es, glaube ich, solange die Welt steht, noch nicht passiert. Ist sie aber erst einmal Theaterprinzessin gewesen, so war sie ja sozusagen schon halbwegs. Bühnen und Höfe haben von jeher eine gegenseitige Anziehungskraft ausgeübt; sie haben ja auch manches gemein.

Wie viel weniger hervorstechend und „dankbar“ aber das Schicksal und die Rollen jener anderen, die auch Bühnemitglieder sind, und zwar gewissermaßen von Geburt an! Des Sohnes des Theaterarbeiters und Kulisfenschiebers an einem Hoftheaterchen, der als Junge den Meerkatzen gespielt hat, dann mit einer kleinen Stimme, die er für eine werdende große hält, in den Chor eintritt und zeitlebens darin verharrt. Oder des kleinen Mädchens der Theaterfriseurin und Garde-

robidiere, dem es ganz ähnlich geht. Kinder, die nichts wissen und nichts kennen, als das Theater, und sich ein Dasein ohne Zusammenhang mit der Bühne schlechterdings nicht denken können!

Lenchen Hederich ist ein solches Kind. Wie der Marketerjunge zur Wallensteinschen Armee, so gehört sie zum Theater; sie ist an demselben geboren und auf demselben groß geworden. Und doch hat sie von jeher darauf eine schlechte Figur gespielt, denn sie ist langsam, unbeholfen und infolgedessen verschüchtert und wird, wie sie alle behaupten, je länger, desto ungeschickter.

Nicht daß es ihr in der Schule besser ergangen wäre.

In der Bürgerschule, die sie bis zu ihrer Konfirmation besucht, hat sie auch keine Lorbeeren geerntet. Sie gilt für ziemlich fleißig, aber dumm; sie schreibt schlecht, strickt schlecht, häkelt schlecht; nähen thut sie etwas besser. Wie es mit dem Lesen geht, weiß man so recht nicht, denn sie hat vor lauter Angst immer so leise gesprochen, wenn sie an der Reihe war, daß kein Lehrer je dahinter gekommen ist, ob sie es geläufig kann oder nicht. Bei den überfüllten Klassen konnte sich auch keiner die Zeit dazu nehmen.

Da sie ein großgewachsenes Mädchen ist, tritt sie gleich nach ihrer Konfirmation in den Theaterchor ein, dem ihre Mutter auch früher angehört hat.

Ihre Mutter; einen Vater hat sie nicht gekannt, bis die ältere Hederich den Theaterschneider heiratet, einen ältlichen, stillen, kleinen Mann, der gut gegen beide ist und besonders dem zugebrachten Kinde nichts in den Weg legt.

Früher hat der Haushalt aus Mutter und Töchterchen allein bestanden. Erstere ist eine tief brünette, große Person mit brennenden Augen, rasend unordentlich, sehr theatralisch und ebenso gutmütig. Sie hat einen Unfall auf der Bühne gehabt, ist einmal bei einer Apotheose von dem Wolkenapparat herunter gefallen, hat einen mehrfachen Beinbruch erlitten und hinkt seitdem. Früher hat übrigens Lenchen sie Tante genannt, eine Konzeption an das Moralgefühl der Welt, da die Choristin als „Fräulein“ Hederich auf dem Zettel stand. Da ist einmal das Kind noch stiller als sonst, wenn dies möglich war, aus der Schule nach Hause gekommen und hat endlich beim Mittagessen oder dem Kaffee, der statt Mittagessen stand, erzählt: eins von den anderen Mädchen habe sie gefragt, warum sie denn keinen Vater und keine Mutter habe und ob sie sich lebenslang mit einer Tante begnügen wolle. Und dann hätten die anderen alle gelacht. Und keins habe mit ihr gehen wollen.

„So!“ hatte darauf die Hederich mit glühenden Augen gerufen, „von jetzt an nennst du mich Mama,“ und hatte das erstaunte Kind an sich gerissen und geküßt, mit Thränen in den Augen, Thränen, die aber der Zorn des lebhaft empfindenden Weibes, kaum daß sie entstanden waren, wieder aufzehrte. . . „Was kümmern die alle uns! Ich bin deine Mutter,



Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.

Holzschnitt von R. Brend'amour u. Co., Düsseldorf.

Der Herr Pfarrer. Gemälde von Eduard Grützner.

armer Wurm . . ja, ja, ändern kann ich's nun nicht mehr."

Järtlich ist sie übrigens gewöhnlich nicht, und ebenso wenig unfreundlich, wenn auch manchmal sehr heftig. Das Kind ist aber nicht der Art, daß es öfters lebhaftes Ausbrüche hervorriefe. Im Gegenteil, es macht sich so wenig bemerklich, daß man geneigt ist, es zu vergessen und zu thun, als wäre es nicht da.

Und mit der Zeit hat das arme Ding diesen Zustand am allerliebsten, auch in der Schule. Es ist ihm natürlich lieber, gar nicht beachtet, als gescholten oder ausgelacht zu werden.

Mit vierzehn ein halb Jahren tritt sie also in den Theaterchor ein und verdient regelmäßig Geld. Aber auf Rosen geht sie da wahrhaftig nicht. Sie ist von Anfang an die Zielscheibe des Spottes aller der übrigen Frauenzimmer gewesen; die Männer wissen nichts aus ihr zu machen und lassen sie im besten Falle unbeachtet, dem Regisseur kann sie es nie recht machen, und wenn gar einmal der Balletmeister die Damen vom Chor zu etwas zuzugt, so geht es ihr ganz schlecht. Der ist ein fürchtbar grober Oesterreicher, der den uns so treuherzig vorkommenden Dialekt seiner Heimat zu fuhrknechtmäßigen Schimpfereien zu verwenden versteht. „Schaffen's mir das Elefantenthalb vom Hals!“ hat er einmal mit Bezug auf sie ganz wütend ausgerufen, und das ist noch keine von seinen ärgsten Schmeicheleien. Und doch ist sie nicht eigentlich plump, nur ungeschickt; sie hat lange, gut geformte, aber noch unentwickelte Glieder und bietet in den sonst bei ihresgleichen so beliebten Trikot- und Pagenrollen, bei Krönungszügen und sonstigen Pompaktionen, eine Figur von eigentümlicher, beinahe engelhafter Geschlechtslosigkeit.

Sie müssen in der Schule wohl recht gehabt haben: sie muß dumm sein, sonst würde sie nicht gerade diese berufsmäßige Travestierung ihrer Person, bei der sie sich noch ganz gut macht mit ihren hohen Knien, ihrem schmalen Kopfe und ihren flachen, langen Rücken, als die größte Pein und Qual und das Pagenkostüm als eine Art Nessusgewand auf sich empfinden. In die scheußlichste Verkleidung kriecht sie lieber und kommt sich darin wie geborgen vor, während sie sich in den Männerkleidern buchstäblich fast krank schämt.

Wie sie sagt, ihren Vortheil kennt sie nicht, sonst wäre es anders. Es ist nicht zu sagen, wie sie sich manchmal entstellen lassen muß. Bei Kostümen, welche die Theatergarderobe den Damen vom Chor liefert, erhält sie ohne Ausnahme das, was niemand anders will, und wie dieser Plunder meist auf ihr hängt, das ist dann ein ganz grotesker Anblick. Es thut aber nichts, weil sie immer hinten hin zu stehen kommt — sie fällt aus und tritt nie als Person hervor.

Ein einziges Mal in ihrer kleinen Laufbahn hat etwas wie ein Schatten eines Lobes sie gestreift. Es wird eine neue Kapellmeisteroper gegeben, die wenigstens den Vorzug hat, daß ihr Stoff der urkräftigen, nicht tot zu machenden Volksage entlehnt ist. In einer Scene, da die Altistin die Ballade singt, welche den Kern dieser Sage enthält, hat der zuhörende Chor „ein immer wachsendes Grauen und zuletzt Entsetzen“ zu markieren.

Die Sängerin trägt in der Probe natürlich mit halber Stimme vor; auf sie kommt es nicht an, sie ist ihrer Sache sicher. Dem Chor aber sollen zugleich seine Stellungen und Bewegungen eingeübt werden, und der Intendant selber, welcher sich der Sache annimmt, als bühnenkundiger dramatischer Dichter, der er nebenbei ist, gerät über die Steifheit und den banalen Ausdruck der Damen und Herren in Verzweiflung. „Sie sind ja sämtlich die reinen Eisenbahnsignale,“ ruft er empört. „Einmal den rechten Arm in die Höhe und dann den linken, als würden sie an einem Seil gezogen!“ wobei er die Gebärde den Worten anpaßt und wütend einen der hageren Arme und dann den andern emporwirft. „Die da,“ mit halb spöttischer Anerkennung, aber doch Anerkennung auf die kleine Hederich zeigend, „die seht euch an, da ist Empfindung und ihr natürlicher Ausdruck.“

Allgemeines Köpfewenden nach dem armen Geschöpf, auf dessen weißem Gesicht, in dessen starrer, selbstvergessener Haltung der feinsinnige Mann gerade noch den mächtigen Eindruck, den sie da eben empfangen, überrascht hat. Und auch nur durch einen Zufall; Fräulein Alma vor ihr, die sie sonst mit ihrer Person immer völlig verdeckt, hatte heute Gründe, etwas mehr links zu stehen, Gründe, die in einem kleinen Zerwürfniß mit einem Herrn bei der zweiten Geige, den sie sonst begünstigt und heute durch Koketterie mit einer Hoboe strafen will, zu suchen sind.

Sie sehen also alle nach der Hederich hin, und dann giebt es Lächeln, ja sogar Gesicher; das da eben muß ein schlechter Scherz des Intendanten gewesen sein. Das ist nun zwar ein völliger Irrtum, aber es bleibt dabei: der Herr Hofrat ist schon wieder an etwas andern, und wenn irgend eine, hat die Sache nur die Wirkung, daß jetzt noch ein Biß mehr auf Kosten der jungen Choristin in Umlauf kommt.

Nebrigens ist Lenchen musikalisch beanlagt. Sie singt Alt, und der Chordirigent wenigstens weiß nachgerade, daß er sich auf sie verlassen kann. Doch ist das eine Thatsache, über die er weiter kein Aufhebens macht.

Einmal kommt ein berühmter Gast nach der kleinen Hauptstadt, der Signor Gettore d'Almada, vom Coventgarden-Theater in London, und singt alle die großen Varytonpartien in einer Weise, welche das sonst hier etwas schwerfällige Publikum zu nie erlebtem Enthusiasmus entzündet. Hier erblickt alle Reklame, die Kritik hinkt dürftig nach. Die lebendige, echte, jubelnde Begeisterung durchflutet das Haus

immer von neuem und bei Wiederholungen in immer steigendem Maße, und seine Mauern können die Mengen kaum fassen, die an jedem dieser Abende herandrängen.

Aber auch das Orchester und das ganze Personal reißt der temperamentvolle Südländer mit sich fort. Er ist ein nur mittelgroßer, feingliedriger, auf der Straße fast unscheinbarer Mann, in musikalischer Hinsicht ein großer Künstler und dazu ein echter Komödiant, der jede neue Rolle gleichsam mit ganz neuem Leben ausstattet. Ob er die Gestalten der italienischen oder der deutschen Oper verkörpert, das ist ihm einerlei — klassische Musik, romantische oder moderne — er singt die Partien, wie sie wohl kaum jemals gesungen worden sind, und wie spielt er!

Er spielt gar nicht — er ist derjenige, den er darstellt. Er beginnt mit dem Rigoletto, in einer Maske, welche die äußeren Vorzüge des noch jugendlichen Mannes so gründlich verleugnet und so erfolgreich verbirgt, daß das Publikum, welches ihn zum erstenmale sieht, von denselben gar keine Ahnung erhält. Aber was für herzerreißende Töne findet seine wundervolle Stimme da, mit welchen unaussprechlichen Zügen gräbt er den Zuschauern und Hörern das grotesk furchtbare Bild des von der Natur und den Menschen so unfähig Mißhandelten ein!

Es ist in der ersten Probe zur Oper Rigoletto. Der Gast hat zum erstenmale seine wunderbare Stimme losgelassen, was er hier noch gar nicht nötig hatte, aus reiner Lust am Singen selber. Ein vorsichtiges Schonen und zu Rate halten kennt diese überreiche, aus der Fülle schöpfende Natur nicht.

Er hat hier seinen ersten Erfolg, und der ist vielleicht schmeichelhafter, als die späteren Triumphe vor überfülltem Hause. Das Orchester selber hätte beinahe geklatscht; der Kapellmeister ruft ihm über das Pult hinweg begeisterte Worte hinüber; auf der Bühne, unter den halb angekleideten Chordamen und Statisten, herrscht eitel Bewunderung und Entzücken.

Gleich darauf aber giebt es hier eine halb unterdrückte Bewegung anderer Art, ein mäßiges Gepolter und dann ein Röcheln. Signor Gettore d'Almada wendet den Blick vom strahlenden Regisseur hinweg, der ihn eben beglückwünscht hat, und der knäuelartigen Gruppe dort hinten zu. Sie entwickelt sich; der Regisseur naht ihr stirnrundelnd: „Was giebt es da? Das ist ungehörig!“ Ein paar Choristinnen sind hingefallen, haben sich aber schon wieder erhoben und thun, als wären sie es nicht gewesen, dabei aber wütende Blicke nach der Ursache des beschämenden Zwischenfalls werfend, die sich eben schwerfällig erst auf die Knie und dann nach ein paar vergeblichen Versuchen auch wieder auf die Füße begiebt. Und zwar ist es der Regisseur selber, welcher sie zuletzt noch rauh am Arme in die Höhe gerissen hat.

„Was machen Sie für Sachen?“ herrscht er sie an. Sie erwidert kein Wort; es ist eine Choristin, die ihr Kostüm etwa als eine „Hofdame“ des bösen Herzogs bezeichnet, aber wahrlich keine, welche jenem leichtfertigen Bösewicht hätte gefährlich werden können. Auf ihr schlottert ein schwarz und gelbes Profatkostüm von vollendeter Abscheulichkeit, in dessen Schleppe sie jetzt noch so heillos verwickelt ist, daß sie noch schwankt, nachdem der Regisseur ihr so gewaltsam aufgeholfen hat, weil sie, wie Gretchen auf dem Bloßberg, mit geschlossenen Füßen gehen mußte, wenn sie überhaupt gehen wollte.

Sie trägt dazu einen unförmigen Kopfschmuck; das Ganze ist ein Anblick, der dem Hoftheater keine Ehre macht, selbst in dem halben Deshabillé dieser Probe nicht, und dem Regisseur ist es deshalb nicht angenehm, als auch der italienische Gast herzutritt. Er wendet sich zu ihm. „Das Mädchen da ist über ihr Kleid gestolpert, wie es scheint,“ sagte er laut, halb entschuldigend wegen der Störung. „Sie ist eben ein Unikum von Ungeheuerlichkeit und Dummheit. Nun, werden Sie Ihre Lebensgeister bald wieder beisammen haben?“

Er durfte es wohl fragen, so verstört sieht Fräulein Lenchen Hederich, denn diese ist es natürlich, noch immer aus. Der Gast aber, der berühmte Signor Gettore d'Almada, vom Coventgarden-Theater in London, hat vielleicht eine Ahnung von der Ursache ihres Mißgeschicks. Er sieht noch die Blässe einer unselfstischen Erregung, wenn man so sagen darf, auf dem schmalen, länglichen, zu seiner Verwunderung noch ganz jugendlichen Gesicht der Gescholtenen, die ihn jetzt anstarrt, als wenn er eine überirdische Erscheinung, zum mindesten ein Halbgott wäre. Sein Singen, er merkt es, hat sie so hingerissen, daß sie sich und alles vergessen hat. So ruht denn sein Blick ein paar Sekunden lang mit mitleidiger Güte auf ihr, ehe er sich wieder abwendet und die Probe ihren weiteren Verlauf nimmt.

Er hat ganz richtig geahnt. Dem Mädchen war es, als er sang, als würde ihr das Herz aus dem Leibe geholt. Sie hat, nachdem sein letzter Ton verklungen war, wie „zur Statue entgeistert“ — wie Schiller einmal eigentlich mehr pomphast als schön sagt — dagestanden, ist, als der Chor wo anders hin dirigiert worden, achlos des Zeichens stehen geblieben und dann, von den anderen rücksichtslos angestochen, über das unglückliche Kleid zu Falle gekommen. Sie hat sich dabei an den Knien geschunden und in den Handflächen verlegt, und ferner hat eine der ältesten Choristinnen, Frau Loke, die ihre hundertundvierzig Pfund wiegt, ihr, ehe sie über die Daliegende auch noch hinschlug, auf den Fingern gestanden, und man sieht viele Wochen hindurch die Spuren dieser beträchtlichen Quetschung. Lenchen Hederich aber betrachtet die wunde Hand oft ordentlich liebevoll, und als dieselbe endlich ganz am Verheilen ist, da nimmt sie von den letzten Spuren der Verletzung wehmütig Abschied, wie von einer seligen Erinnerung.

Doch das ist vorgegriffen. Einstweilen soll ihr der berühmte Gast erst noch mehr Unheil bringen.

Seine zweite Partie ist der Don Juan. Hat sein Rigoletto ihn dem Publikum schon ganz als den großen Künstler gezeigt, der er ist, so fügt sein Don Juan Tenorio doch noch ganz neue Momente des Genusses hinzu. Denn da ist der geschmeidige Italiener so verführerisch, so hinreißend liebenswürdig, daß es die Frauen alle fühlen: diese Stimme, dieser so schön lächelnde Mund, diese berückenden Augen, wie schmeicheln sie sich der Empfindung jeder Hörerin so mächtig, so unwiderstehlich ein! Keine von allen vermag ein Auge von dem bezaubernden Manne zu wenden!

Das ist ein intimerer Triumph, von dem so leicht kein bezahlter Tageblatt- oder Musikzeitungsreferent Zeugnis ablegen wird, schon deshalb nicht, weil er es ja gar nicht wissen kann, es müßte ihm denn seine eigene Frau es eingestehen.

Nicht endenwollender Applaus und ungezählte Hervorrufe lohnen es dem Künstler, daß er dies teils schwerfällige und nüchterne, teils blasirte mitteldeutsche Publikum einmal ganz mit fortgerissen und über sich selber hinausgehoben hat, lediglich durch den Reiz und die Kraft seiner einzigen Persönlichkeit. Das Champagnerlied — beiläufig bemerkt singt er italienisch, und sein Italienisch verstehen die Leute fast besser, als das heimatliche Deutsch der anderen Sänger — das Champagnerlied also muß er viermal wiederholen; man kann sich nicht satt hören an einer solchen vorher kaum für möglich gehaltenen Vollendung: empfänglichen Naturen ist es, als könnten sie Mozart heute abend anbieten, ihm Kerzen weihen, für die freie, wahrhaft göttliche Heiterkeit und Daseinslust, welche er über diese seine Schöpfung ausgegossen hat. Wildfremde Menschen im Parkett nicken sich zu, lachend vor Lust, und drücken einander die Hände, um sie dann wieder zu rasendem Klatschen zu gebrauchen.

Und doch wäre einer seiner triumphierenden Abgänge dem Künstler beinahe verdorben worden durch einen dummen Zufall. — Zufall? Don Juan, nach einer Brachnummer, entfernt sich, wie es die Rolle mit sich bringt, elastischen Schrittes nach hinten; der Vorhang beginnt zu sinken, und der Applaus ist im Begriff loszubrechen. Aber er stockt, und statt seiner hört man hier und da Lachen: ein Mitglied des Chors im Kostüm der Landmädchen, eine der „Schwestern, zur Liebe geboren“, wie Zerlinchen sie ansingt, die aber in diesem Augenblicke alles andere eher erscheint, als das, hat ihre richtige Kulisse verfehlt, unbegreiflicherweise, und schießt allein und blindlings umher auf der leeren Bühne, wie eine Fliege am Fensterglas, allerdings so wenige Augenblicke nur, daß gar nicht alle im Zuschauerraum sie gesehen haben und verschiedene Leute fragen, worüber denn eigentlich gelacht werde. Erst als sie verschwunden ist, erhebt sich, während der Vorhang sinkt, der Beifall, der diesmal zunächst eine leichte andere Strömung, die Luft am Unflug, zu überwinden hat und nur nach und nach seine volle Stärke gewinnt.

Schambedeckt strebt indessen die Schuldige, natürlich Fräulein Hederich, sich hinter den übrigen Choristinnen zu verbergen. Diesmal aber machen ihr alle Platz und weichen zur Seite; mitleidlos wird sie durch die sich bildende Gruppierung vorgeschoben, während ihr sonst stets das Gegenteil geschieht, und dann steht sie und weiß nirgend hin, und der Regisseur hat nicht lange zu suchen, als er, von gerechtem Mergel vollgeladen, auf sie zustoßt.

Er sagt aber nur ein paar schneidende Worte, „die Person scheint dazu verdammt, sich stets lächerlich zu machen,“ oder dergleichen. Die Drohung, man werde sie allernächstens zum Teufel jagen, hört sie schon kaum noch, ihr Ohr ist verschlossen dagegen durch ein größeres Entsetzen.

Der Signor d'Almada selber, der sich indessen vor dem Zwischenaktsvorhang draußen noch unendlichmal lächelnd verbeugt hat, kommt jetzt heran; ihr ängstlicher Blick hat sein Antlitz gestreift, es erscheint ihr unwillig. Sie hat ihm einen Abgang verdorben, man weiß, was das bei den Künstlern der Bretter zu bedeuten hat! Sie hat ihn, ach, so unwissentlich und unabsichtlich freilich, geschädigt und beleidigt!

Und jetzt ist er zornig. Künstler sind rasch erzürnt und heftig, und wie grob und ausfahrend dann sehr bedeutende und berühmte zuweilen werden können, davon ahnt die Welt vor dem Theatervorhang meist nichts! — er wird ihre Beschämung vollenden, seinem Mergel vor ihnen allen Luft machen und die Schuldige vollends vernichten.

Um was es sich handelt, weiß Signor Gettore allerdings jetzt, darin irrt sie nicht, und er hat auch einen Moment des Mitleids gehabt. Jetzt sieht er auch, wer es war, und sein Künstlerblick erkennt zugleich das Gesicht von neulich wieder. Das Mädchen steht totenbleich unter der schlecht aufgelegten Schminke und zitternd vor ihm. Er sieht aber auch noch mehr. Er sieht in dem länglichen Gesicht eine sehr schöne Nase und einen rührenden Mund; er hat ferner, da sie in dem einfachen schwarzen Mieder und weißen Hemd nicht geradezu verunstaltet ist, wie gewöhnlich, dicht unter seinen Augen ein Stück des milchweißen breiten Halses und eine junge, nur sehr zart gerundete Brust; denn sich Figur zu machen, darauf ist Lenchen Hederich noch nie verfallen.

In der herben Schlichtheit der Gestalt, die ans Reizlose streift und von völliger Unbewusstheit spricht, liegt gleichwohl vielleicht ein versteckter Reiz für den erfahrenen Mann. Er sieht sie an; sie darf es annehmen, denn er ist dicht vor ihr stehen geblieben, und zugleich glaubt sie seinen Blick zu fühlen durch die tief gesenkten Lider hindurch.

Und jetzt spricht er zu ihr. Sind es auch zürnende, oder nur unwillige Worte, die sie von ihm geradezu versengt haben würden? Nein. Er fragt sie ganz einfach: „Wie heißen Sie?“ oder vielmehr: „Wie heißen Sie?“ mit feiner

anmutig unvollkommenen Aussprache. „Helene Hederich,“ antwortet sie. „Elena?“ wiederholt er leise und langsam, und so gesprochen fällt der Name wie ein Rosenwort von den schönen Lippen. „Aber Sie keine Angst! Wollen Sie mich nicht ansehen?“

Sie versucht es, mit Macht gegen die Scham und die lähmende Schüchternheit ankämpfend. Aber diese ist stärker als sie. Noch ehe ihr Blick jenes dunkle und doch leuchtende Antlitz erreicht hat, umschleiert er sich: es braust ihr in den Ohren, wie ein Wirbel, der sie von den Füßen reißt, und sie weiß von sich nichts mehr.

Als sie wieder zur Besinnung kommt, liegt sie in einer der Garderoben auf einem steinharten Kopfkissen, einem vor dreißig Jahren abgesetzten Requisitenstück. Niemand kümmert sich groß um sie; die anderen Frauenzimmer gehen ab und zu, höchstens einmal einen höhnischen oder giftigen Blick auf sie werfend. Sie richtet sich halb auf und sieht sich um; ihre Lippen formen noch fast lautlos die Frage: „Was ist denn geschehen?“ und eins der anderen Mädchen, welches gerade nahe an ihr vorbeigeht, sagt böshaft: „Sie haben einen Unfall gehabt.“ Weiter erfährt sie nichts: keine von all ihren Kolleginnen gönnt ihr auch nur die Kenntnis dessen, was während ihrer tiefen Bewußtlosigkeit mit ihr vorgegangen ist.

Jetzt aber ertönt die Schelle des Inspezenten; alles eilt fort, und sie bleibt allein. Nicht ganz allein, denn nun zeigt sich erst von der Thüre her, wo sie indes geschwächt hat, die alte Garberobière, welcher man die Beforgung des plötzlich unwohl gewordenen Chormitgliedes anvertraut hatte.

Diese Frau nun, über das Alter des Neides, dem die anderen jungen „Damen“ nicht unzugänglich sind, hinaus, nimmt keinen Anstand, der ängstlich Fragenden alles zu berichten. Und was hört sie?

Sie ist vorhin plötzlich schwindlig und ohnmächtig geworden, weiter nichts — und doch war es ihr im Leben noch nie geschehen, denn sie ist so gesund, wie es kräftige Jugend trotz einfacher Nahrung doch noch zu sein vermag — und als sie zurückgekommen ist und nur die wenig vermögenden, mageren und nicht einmal willigen Arme einiger umstehenden älteren jungen Damen vom Chor zunächst zur Stütze da waren, da hat, ehe noch von den Männern einige zugegriffen waren, der berühmte Gast, der Signor Gettore d'Almada selber, achlos seines weißseidenen Don Juan-Kostüms, sich zu ihr niedergebeugt, sie aufgehoben und ohne Hilfe von der Bühne fort in das Gemach, welches der voraus-eilende Inspezent ihm zu zeigen sich beeiferte, hierher also, getragen und hier auf dieses Sofa niedergelegt!

Lenchen hört dies alles, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie fragt nicht, sagt nichts: es wäre ihr gewesen, als hätte sie ihr ganzes Innere nackend bloßgelegt, wenn sie auch nur den Namen jenes Mannes, und nun gar in irgend einer Beziehung zu sich selber, laut ausgesprochen hätte.

Eine Weile nachdem die Alte aufgehört hat, läßt Lenchen die Füße vom Sofa gleiten und will sich auf dieselben stellen. Aber die Frau wehrt ihr gutmütig. „Erholen Sie sich doch erst fertig, jetzt können Sie ja doch nicht mehr auf die Bühne!“ Von dorthin klingt eben das Finale des ersten Aktes; Lenchen lauscht, und nun flieht ihre ganze Seele gleichsam ins Ohr, denn über all den anderen schwebt jene einzige, jene unvergleichliche Stimme. Das ist die unverfälschte Lebensluft, gehoben aber zugleich in eine höhere, ätherische Sphäre, und in der schwimmen seine Töne, die jetzt zu ihr dringen, sein nie zu vergeßendes „viva la libertà!“

Das Mädchen hört, hört; jetzt erbraust der Beifall, und der begleitet nun schon das Träumen, in welches sie verfällt. Ihr ist, als brauchte sie vom Leben hinfort weiter nichts, als die Muße, Augen und alle Sinne zu verschließen gegen die äußere Welt und in ihrer innern sich nur immer zu wiederholen, ungestört vergegenwärtigen zu können, daß sie in d'Almadas Armen und an seinem Herzen gelegen hat. Und sie hat es nicht gewußt, Herr Gott, nicht durch die tiefste Ohnmacht hindurch seine Berührung gefühlt! Wie ist es nur möglich? Wie kann man so tierisch unempfindlich — so schilt sie sich selber — wie kann man, solange der Lebensatem überhaupt noch nicht erloschen ist, ein so seelenloser Klotz sein! Tierisch, das ist noch gar nicht genug gesagt. Ein Hund empfindet feiner; der fühlt im tiefsten Schlafe, von fernher und ehe er ihn hören kann, den nahenden Tritt seines Herrn.

Aber unglücklich ist sie trotzdem nicht. Sie ist doch eine andere, als vorher: sie hat daran, daß sie weiß, wenn auch nur vom Hörensagen weiß, jener wunderbare Mann habe einen Akt rein menschlicher Güte gegen sie, sie gerade ausgeübt, einen unzertrennbaren Besitz.

Mit dem Besitz aber, das trifft auf die verschiedensten irdischen Dinge zu, erwacht die Gier nach mehr. Ein übermächtiges Verlangen nach weiteren tieferen Zügen des süßen Giftes ergreift sie. Sie beruhigt die alte Frau, die sie zurückhalten will, und strebt der Bühne zu. Durch eine der Kulißen hofft sie sich unter den Chor mischen zu können, der noch auf der Bühne ist. Was sie jetzt nur noch begehrt, mit verzehrender Sehnsucht, als den Gipfelpunkt ihrer Wünsche, das würde für andere freilich nur erst der bescheidene Anfang dessen, was sie Glück nennen, sein: sie rechnet auf die Möglichkeit, daß, wenn sie wieder unter den anderen steht, sein Blick sie vielleicht noch einmal streifen, vielleicht sogar den Bruchteil einer Sekunde hindurch gütig auf ihr verweilen wird, mit jenem Wohlwollen, welches wir für die, denen wir schon einmal wohlgethan haben, empfinden.

Aber sie wird um ihre Hoffnung betrogen. Das, was sie erwartet, ersehnt, fast wie der Sterbende die Rückkehr des Lebens, bleibt aus: es trifft sich eben nicht. Diesmal ist sie

nicht so ganz bescheiden wie sonst. Sie drängt beinahe nach vorn, wo die Chordamen mit Anciennetättsrechten eine Mauer bilden; um so unanfechtbar wird sie aber zurückgeschoben. Das eine hat sie zu bemerken geglaubt, und es ist ein Tropfen der Liebe: daß der lebendige Blick jenes Mannes einmal wie suchend an eben jener Mauer hergleitet. Aber späteres Träumen und Sinnes darüber bringt sie um diesen Trost. Es ist unmöglich, völlig undenkbar, daß der weltberühmte Sänger mitten im Wogen und Brausen seines Triumphs, mitten im Taumel beinahe des gesteigerten Lebensgefühls, in welches seine wundervollen Leistungen ihn selber augenscheinlich versetzen, an ein Stäubchen, ein Nichts wie sie noch gedacht haben sollte. Nein, mitteillos verbaut sie selber sich auch noch diesen einzigen Lichtblick. Mögen die anderen sie nicht für voll ansehen und verachten — die abgeschmackte Närrin, etwas so Unwahrscheinliches für möglich zu halten, will sie vor sich selber nicht einmal sein!

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem englischen Landleben.

Von Luise Rebertsch.

Nachdruck verboten.

Der Besuch Deiner Cousine Anna während unseres diesjährigen Aufenthaltes in London war mir eine reizende Ueberraschung und füllte die Tage ihres Aufenthaltes mit lauter Lust und Freude — freilich auch ein wenig mit Heimweh nach der alten lieben Stadt in den deutschen Bergen, wo mein Mütterlein, meiner gedenkend, stille, einsame Tage dahinlebt und liebe Freundinnen mir gleichfalls ein herzliches Angedenken bewahren.

Aber die Freude, Anna hier zu haben, überwog doch; sie wird, heimgekehrt, viel zu erzählen gehabt haben. Ihrer enthusiastischen Natur gemäß, war sie von allem, was sie im Hause sah und erlebte, entzückt; dennoch aber hätte ich ihr lieber einen Besuch hier auf dem Lande gewünscht, denn erst auf einem solchen Landstige bekommt man einen wirklich vollständigen Begriff von den Annehmlichkeiten des englischen Familienlebens, von jener gemüthlichen Einfachheit der Formen, die inmitten von so viel Bequemlichkeit und Luxus so anziehend ist und den Aufenthalt unendlich behaglich macht.

Hätte ich doch eine Aussicht, Dich hier zu sehen, wie sehr würde Dich alles interessieren! Uebrigens sprichst Du ein großes Wort gelassen aus, wenn Du bittest, Dir nun auch Genaueres über unsere „inneren Einrichtungen“, insbesondere über dieses Dir als so vorzüglich geschilderte Dienstpersonal mitzutheilen. Die Beschreibung ist gar nicht so einfach, wie Du vielleicht meinst, doch will ich sie versuchen. Höre denn und merke! Ich beschreibe Dir also unsere Einrichtungen, sie werden ähnlich bei ähnlichen Verhältnissen zutreffen, wenngleich begreiflicherweise der Zuschnitt — selbst bei gleichem Range — doch je nach Ausdehnung der Besitzung, nach den Vermögensverhältnissen, sowie nach der persönlichen Ansicht und Neigung sich manchmal wesentlich anders gestaltet.

Gleich zu Anfang befinde ich mich in einiger Verlegenheit: die Zahl unserer dienenden Geister? Ich brachte sie neulich im Nachrechnen etwa auf 50, doch trifft auch diese Anzahl, wie Du vielleicht aus nachstehendem begreifen wirst, nicht zu allen Zeiten zu.

Folgen wir den einzelnen zu den Mahlzeiten, denn, wie Dir ganz richtig beschrieben worden, ähnlich wie die jungen Rechtsgelehrten im Temple in London ihre Studierzeit und ihre Beförderung nach den — dinners zählen, welche sie in diesen geheiligten Räumen eingenommen, wobei auch der Platz stets ein genau bestimmter ist, sodas sie sich thatsächlich von einer Stufe zur anderen „essen“, bis zu dem feierlichen Ehrensitze der Richter auf hoher Estrade — so gilt auch bei der Dienerschaft der Raum, wo die Mahlzeiten eingenommen werden, sowie die besonderen Abstufungen bei denselben, als wichtiges Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stellungen.

Die Spitzen der Dienerschaft versammeln sich zum ersten Frühstück und zum Nachmittagsstee im Zimmer der Haushälterin, zum Mittags- und Abendessen in dem des Kellermeisters, dem sogenannten steward's room. Zu ihnen gehören also: die Haushälterin, der Kellermeister, butler — der erste Kammerdiener, groom of the chambers — der Kammerdiener, valet — zur persönlichen Bedienung des Grafen, überhaupt alle Diener „außer Livree“; die Kammerfrauen der Gräfin und der jungen Damen; Johann, als Bedienter, diejenigen von der Bedienung der Gäste des Hauses, die den Erwähnten an „Rang“ gleichstehen, also von den männlichen Bedienten alle nicht Livree tragenden.

In die nächste Abteilung, die große Gefindehalle — servants hall — gehören, unter dem Präsidium des vorliegenden Kodes, alle Livreebediente, vom ersten bis zum Pagen und zum Handlanger des Unterkellermeisters; die Kutscher und Stallbedienten, außer den gelegentlich Angestellten, den sogenannten „Helfern“; ferner die Kammerfrauen der jüngeren Kinder, die ganze Reihe der Stuben- und Hausmädchen; die Unterköchin mit den Küchenmädchen, und auch die beiden untersten geschirrwaschenden, scheuernden Nymphen jener Region, die scullery maids.

In anderen, besonders in kleineren Haushaltungen stellt sich auch noch das Personal des Wäschhauses zu den beiden Hauptmahlzeiten in der Gefindehalle ein; bei uns hat die erste Wäscherin mit den ihr unterstellten Gehilfen ihre Beföstigung ganz unabhängig, hauptsächlich wegen der größeren Bequemlichkeit in Bezug auf Zeiteinteilung etc.

Vollständig ist übrigens die Versammlung der vorhin Genannten auch nur zum Mittag- und Abendessen; zum Frühstück und Nachmittagsstee bestehen unter ihnen wieder zahlreiche Unterabteilungen, je nach ihrer verschiedenen Beschäftigung und Tageseinteilung. Die Kinderfrauen mit ihren Untergebenen nehmen diese Mahlzeiten im Kinderzimmer — wohin ersteren übrigens auch Mittags- und Abendessen geschickt wird — die Hausmädchen in dem Arbeitszimmer, in dem sie in den Nachmittagsstunden mit Nähen und Stopfen beschäftigt sind — andere anderswo. Ebenfalls für sich sind wieder die Mädchen des an die Küchenräume angrenzenden stillroom: d. i. der Bewahrungs-

ort für das zum täglichen Gebrauch bestimmte Geschirr, sowie für die Vorräte an eingekochten Früchten.

Möchtest Du nun auch hören, welche besonderen Sitten in den erwähnten verschiedenen Räumen herrschen, welche Mannigfaltigkeit der Gerichte in der ersten Abteilung — ich sah dort neulich bei zufälligem Vorübergehen schon zum ersten Frühstück dampfende Schüsseln — welche Feierlichkeit der Etiquette, welche Devotion seitens der dort bedienenden Geister? Welche Abstufungen ferner in der Gefindehalle? Wie einige der nicht Vollberechtigten vor den letzten Gängen zu verschwinden haben, einige gleich nach dem „Fleischgange“ und vor dem Pudding, andere nach dem Pudding und vor dem Käse; wie wieder einige unter den so Entschwindenden die erwähnten Dinge in ihre eigenen Räume nachgetragen werden — davon, denke ich, genügen Dir vielleicht diese Andeutungen. Mir wären diese letzten Einzelheiten selbst Gefallen geblieben, hätte ich sie nicht zu Deiner Belehrung eigens erforcht. Vermuthlich aber haben manche dieser Eigentümlichkeiten ebenso sehr in den verschiedenen Beschäftigungen der einzelnen und in einer zweckmäßigen Zeiteinteilung ihren Grund, wie in bloßer Wunderlichkeit und hergebrachter Sitte.

Wie wir nun bedient werden von dieser lebenden Maschinerie, die ihrerseits ein so großes Getriebe erfordert? Deine Cousine sagte es Dir schon: vorzüglich. Ich kann das Wort nur wiederholen. Es geht hier im Hause alles mit einer Präcision und Ordnung und besonders mit einer Ruhe und Unhörbarkeit zu, daß die größte Behaglichkeit daraus resultiert, wie sie sogar hier zu Lande noch bemerkenswert ist. Ueberall der tiefste Respekt, die größte Aufmerksamkeit für Wünsche und Befehle, von den „königlichen“ Bedienten an — diese sind, nebenbei bemerkt, eine Zugabe zu der Charge eines Oberstallmeisters und werden zur Hälfte von ihrem jedesmaligen Herrn, zur Hälfte von der Königin besoldet — bis zu den untersten Stufen. Dabei ist andererseits freilich eine Art von Präension und Eigenheit nicht ausgeschlossen, die zu Zeiten geradezu komisch wirken. Im Begriffe auszugehen, klingelte ich gestern und fragte den eintretenden Bedienten nach meinem Regenmantel, mit dem Bemerkten, daß ich ihn tags vorher dem Mädchen zum Bürsten übergeben habe.

„Bitt' um Verzeihung, Ma'am, es war Oswalds Sache, ihn zu büersten,“ war die schnelle Entgegnung.

Ein langes „Oh!“ entfuhr mir — nebenbei gesagt, ein unbeschreiblich ausdrucksvoller Einsilber, der in seinen verschiedenen Betonungen hier manchmal für ganze Unterhaltungen hinreicht — und ich sah dem naheweisen Jüngling in sprachloser Verwunderung nach, der sich nach seiner Weise schnell und lautlos entfernte, um das Verlangte herbeizuholen. Ich schwankte zwischen Unwillen und Lachen, doch behielt letzteres die Oberhand. Der Mensch versuche die Götter nicht! Zu einem Lande, wo alles unter dem Dienstpersonal genauer geregelt ist, als anderswo das Hofceremoniell, wäre es höchst gewagt, an den geheiligten Traditionen zu rütteln. Der Jüngling hatte die Reihenfolge, die der Mantel zum Bürsten zu passieren hatte, überhaupt nur feststellen und sich von dem in meinen Worten möglicherweise enthaltenen Vorwurfe der Nachlässigkeit reinigen, keineswegs aber etwas Ungehöriges sagen wollen. Er ist ein Neuling — dergleichen Feststellungen passieren sonst bei uns nicht; anderswo sollen sie nicht so selten sein, wie ich aus manchen Beispielen von Bekannten weiß.

Lord S. schellt; feierlichen Angeichts erscheint ein Diener.

„Legen Sie noch Kohlen aufs Feuer,“ sagt der Lord.

„Verzeihung, Mylord,“ entgegnet der Feiertliche, „das ist nicht meine Sache.“

„So ist es die meine, Sie auf der Stelle fortzuschicken!“ sagt der erzürnte Lord.

„Sehr wohl, Mylord,“ ist die unbewegte Antwort.

Die Bekannten waren entzückt von der Entschiedenheit des Lord S. Sie fühlten, und einige sagten es laut, daß sie in ähnlichem Falle schwerlich den Mut zu einer so energischen Antwort gehabt hätten. Denn in gewissem Sinne respektieren sie diese Unabhängigkeit, dies Leben am Buchstaben — sind sie doch in anderer Beziehung tabellos bedient und denken auch ihrerseits nicht daran, Nachlässigkeiten hingehen zu lassen.

Aber sehr angenehm berührt die erwähnte ruhige, respektvolle Form der Dienstboten in allen einigermassen gut regulierten Haushaltungen, und dieser äußere Ton ist von dem allenthalben einreißenden radikalen Zeitgeist — was immer dessen innerer Fortschritt auch hier sein mag — im ganzen noch so wenig angekränkt, daß ein Vorfall, den uns neulich die Schwägerin der Gräfin erzählte, uns mit Erstaunen erfüllte. Sie suchte eine Köchin, und nachdem sie einige Morgenstunden in Unterredungen mit den verschiedenen Bewerberinnen zugebracht hatte, kam ihr eine vor, die ihr passend schien. Nach beendiger Besprechung sagt sie derselben also, daß sie Lust habe, sie zu engagieren.

„D bitte, Mylady,“ war die sehr unerwartete Antwort, „jetzt werde ich erst einmal Erkundigungen über Sie einziehen!“

„Denken Sie sich mein Erstaunen,“ sagte die Erzählerin; „ich stand auf, öffnete ihr die Thüre und sagte sehr höflich: So wünsche ich Ihnen guten Morgen und werde Sie nicht weiter bemühen. — Schließlich, warum nicht?“ setzte sie lachend hinzu, „warum sollte sie sich nicht erkundigen wollen? Sie thut es ja natürlich alle, nur ist man zu wenig gewohnt, es in dieser Weise mitgeteilt zu bekommen.“

Ich glaube, solche Beispiele werden hier noch lange zu den seltenen Ausnahmen gehören; immerhin aber behauptet man von manchen Seiten, daß die Zeiten der unbedingten Unterwürfigkeit und Devotion sich auch hier zu Lande geändert haben und daß die Autoritätsposten — in diesem Falle die der Haushälterin und des Kellermeisters — immer schwerer werden. In der That kann das Handhaben einer so weitläufigen Maschine, auch unter den denkbar günstigsten Verhältnissen, zu keiner Zeit eine leichte Sache sein, auch hier im Hause nicht, zumal das Einreihen der königlichen Bedienten unter die übrige Dienerschaft den Fall noch kompliziert, denn ihre passende Verwendung ist schwer, wo das Ganze ohne sie schon hinreichend versorgt war. Der Haushofmeister empfindet diese glänzende Zugabe vermuthlich mehr als Ballast des Hauswesens und meint sicher, daß sie mehr zum Prunk als zum Nutzen da sind.

Ich bemerke auch, daß sie einer ausgedehnten Muße genießen, die sie in ihrer Weise verwerten. Der eine kann die Geige spielen, der andere die Flöte, einer erfreut sich einer wirklich recht guten Tenorstimme, der vierte handhabt gar eine Zither, die er von einer „Reise nach dem Kontinent“ mit-



Herbstleid.

Nun kam des Sommers Lust zur Wende,
An Baum und Strauch das Laub ward rot;
So ging auch Lieb und Tren zu Ende,
Des Herzens Blüten litten Not.

Rauh naht der Herbstwind! Wald und Heide
Entlaubt nun bald sein Machtgebot;
Er ruft auch dir: „Nun scheid, meide,
Des Schönen Los ist Not und Tod!“

gebracht hat. Alle scheinen sie, wie gesagt, vollauf Zeit zu haben, diese Künste und Kunstfertigkeiten zu pflegen, und können sich daneben noch an den Vergnügungen der übrigen, an dem englischen cricket, dem schottischen Ballspiele quoits und an einem kürzlich gestifteten Bedienten-lawns tennis, dergleichen bis dahin noch „herrschaftliches Vorrecht“ war, genügend beteiligen.

Die Gesinderräume nehmen hier eine gewaltige Ausdehnung ein; mir passiert es bei dem seltenen Hinuntersteigen in diesen Teil des Hauses fast regelmäßig, mich in den vielen Gängen mit den zahllosen Türen zu verirren. Du weißt, ich habe Talent in der Beziehung, doch könnte das auch einem besseren Ortsinn als dem meinen hier geschehen. Der Bequemlichkeit der einzelnen ist in einer Weise Rechnung getragen, daß ich oft staune, wie dieselben Menschen sich in London zufriedener geben, wo, trotzdem unser Quartier dort noch zu den besten gehört, die Wohnungen der Dienstenleute meist im Souterrain und oft so eng und dunkel, so sehr dem Zuge und der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, daß die meisten deutschen Dienstenboten, wenigstens in anderer Weise weit weniger verwöhnt, vermutlich die Nase darüber rümpfen würden. Aber die meisten Untergebenen hier zu Lande sind hinlänglich von dem allgemeinen Verlangen nach dem Getriebe der Weltstadt, nach ihrem Geräusch, ihrer Bewegung, ihren Veränderungen und Vergnügungen angezogen, um für die Vorzüge des dortigen Aufenthaltes solche Unbequemlichkeiten gern in den Kauf zu nehmen. Ja meistens lautet beim Engagieren von Kammerfrau und Jose, Haushälterin und Köchin, sowie bei dem männlichen Personal, gewöhnlich noch vor der Gehaltsfrage, die erste Bedingung: „Und die Saison in London!“

Nicht wahr, ich hatte recht: über dies Kapitel könnte man endlos reden, und wie Du siehst, fehlt auch hier der glänzenden Außenseite nicht ihr dunkler Untergrund. Ja es giebt Leute, die angesichts der stetig wachsenden Ansprüche der dienenden Klasse, und der beständig sich steigenden Unlust, die gewöhnlichen Arbeiten zu verrichten, die Zeit nicht fern glauben, wo überhaupt keine Dienstenboten mehr werden zu haben sein, und wo man sich, wie die Amerikaner, mit gleichgestellten „helps“, oder wie es dort jetzt schon vielfach geschieht, mit Automaten wird helfen müssen.

Einer unserer Nachbarn hier, Lord Dartmouth, hat schon verschiedene sinnreiche Einrichtungen letzterer Art auf seinem Landgut angebracht, vermutlich aber weniger als Vorbereitung für jene angedrohte Zeit, als aus persönlicher Liebhaberei. Ich sehe noch das erstaunte Gesicht unsers kleinen Groom, der, unbekannt mit diesen Vorrichtungen, neulich im Begriff war, vom Boock zu steigen, um unsern Wagen dort das Parkthor zu öffnen, und nun offenen Mundes das Wunder anstarrte, wie sich die Thorflügel lautlos aufthaten, den Wagen passieren ließen und sich hinter ihm ebenso geräuschlos wieder schlossen. Ähnlich verwundert war ich das erste Mal, als wir, dort zum Luncheon geladen, in das Eszimmer und zu einem gedeckten, aber aller Gerichte baren Tische geführt wurden, während sonst bekanntlich zu dieser Mahlzeit alles auf dem Tische steht. Etwaige Bedenken aber, ob wir uns diesmal allein an der

Unterhaltung dieser äußerst liebenswürdigen, lebhaften und sehr gastfreien Familie genügen lassen sollten, wurden sehr befriedigend gelöst durch das plötzliche Erscheinen eines runden Tisches mit verdeckten Schüsseln, der sich aus den unteren Regionen emporhob und zur Rechten der Hausfrau landete. Ein „Tischlein deck dich“, das die Wunder der Märchenwelt verwirklicht und sowohl viele Mühe erspart, wie auch das Abkühlen der Speisen durch Herbschaffen aus den entlegenen Räumen verhindert.

Aber genug von der Dienstenbotenfrage und zu etwas anderem.

Was unser „Tagewerk“ denn eigentlich ist, willst Du wissen. Ich versichere Dich, keine Sinekure! Du glaubst nicht, wie mannigfaltig unsere Beschäftigungen sind. Selbstverständlich ist die Zeit für meine Lektüre mit den jungen Mädchen — wir lesen englische, deutsche und französische Schriftsteller und irgend eine Spezialgeschichte — sowie für Klavierspiel und Gesang, für die Morgenstunden festgesetzt. Zu dem Zwecke haben wir erlangt und sehen das in der That als große Güte und ein wirkliches Opfer von Seiten der Eltern an, daß wir unser Frühstück allein einnehmen dürfen, denn das hier gegen zehn Uhr übliche ist uns viel zu spät, wird uns doch ohnehin der Tag stets zu kurz. Nach diesen Studien also, an denen trotz der zwei Jahre Unterschied im Alter Lady Mary mit demselben Eifer teilnimmt wie Valentia, machen wir unsere Besuche im Dorfe, die wir von Tage zu Tage nach Zeit und bestem Ermessen einteilen.

Natürlich gehen wir fast nie aus ohne die praktischen Deckelkörbchen mit Porzellanensatz, worin Bouillon und andere Stärkungen enthalten sind, und ohne Päckchen mit sonstigen nützlichen Dingen.

Und ich versichere Dich, unsere Obliegenheiten auf diesen Streifzügen und die Anliegen, die an uns geschehen, sind von großer Vielseitigkeit.

Hier lesen wir einer fast Erblindeten vor, dort verkürzen wir einem Gesehenden die Zeit durch Berichte von der Außenwelt. Alte und Kranke bitten oft um ein Lied, um ein paar Gesangsverse, und so schwer es anfangs die jungen Mädchen ankam, diesem Verlangen zu willfahren — sie haben sich tapfer überwunden und kommen jetzt manchmal großmütig dem Wunsche zuvor; ganz glücklich macht es die guten Leute, wenn ihre angebeteten jungen Damen sie selbst einen ihrer Lieblingsgesänge aus der vortrefflichen Sammlung der jetzt gebräuchlichen Kirchenlieder auswählen lassen. So geht es von einem zum andern; eine Kranke wünscht einen Kamin ins Schlafzimmer zu bekommen, weil sie nachts friert, eine andere möchte ihren zugemauert haben, weil es zieht; hier soll ein Schornstein erweitert, dort einer mit einer „Haube“ bedeckt werden gegen den Rauch. Hier bittet man um Erneuerung des Kohlenvorrats, dort um Aufnahme in den „Pfeffrigklub“, der jedem Mitgliede gegen wöchentliche Einzahlung von einigen Pence im Spätherbst die Gesamtsumme, vermehrt durch einen namhaften Zuschuß von der Gräfin, wieder einhändig, zum Einkauf von

Winterkleidungsstücken, Bettdecken u. Eine Frau erzählt uns, daß sie das Augenwasser aufgebraucht, das unsere Haushälterin aus Fliederblüten destilliert, und wir versprechen ihr mehr davon, versprechen einer andern Portwein zur Stärkung, einer armen jungen Mutter frische Milch von der Farm — hängen hier einer frostigen Alten einen selbstgearbeiteten Shawl um und erteilen dort einem Mädchen die Erlaubnis, für ihren kranken Vater während der nächsten acht Tage mittags aus der Küche Suppe abzuholen.

Alle diese Anliegen werden uns mit großer Zuversicht vorgebracht, denn man hält unsern Einfluß für unbeschränkt, und in der That würde der Graf, der ohnehin auf seinen Dörfern alles in vorzüglichem Stande halten läßt, auch nicht leicht einen Extrawunsch versagen, wenn wir ihn befürworteten, ebensowenig wie die Gräfin bei den in ihr Bereich fallenden Dingen. Für vieles haben wir Vollmacht; bedarf es zu irgend einer Verbesserung oder Veränderung einer besonderen, so holen wir uns dieselbe. Der Graf sagt gewöhnlich lächelnd: „Gut, so geht zum Oberinspektor,“ und damit ist die Sache meistens gewährt und geht ihren Gang zu dem Architekten und den Arbeitsleuten.

Im Vorbeigehen sprechen wir im Schulhause vor; mit einem Auck erheben sich die Reihen der Kinder, die Mädchen im nächsten Augenblicke zu dem üblichen Knize wieder untertauchend, die Knaben mit der Hand die „Stirnlocke“ ziehend. Viele helle und dunkle Augenpaare leuchten auf und folgen jedem unserer Schritte; viele dunkle und helle Köpfe, glatte, lockige und gezöpfte, wenden sich zu uns, lächelnd oder ernst, zutraulich oder scheu — alle in mehr oder weniger freudiger Aufregung. Wir hören ein Besetzstück an, besetzen die Schreibhefte, prüfen die Tafeln und Hefte mit den Rechenexemplaren — Lady Mary vertraute mir neulich, daß sie sich beim Nachrechnen sehr anstrengen müsse, was ich gern glaube, denn Arithmetik ist die schwächste Seite der hiesigen weiblichen Jugend höherer, vielleicht aller Stände — besetzen die Handarbeiten der Mädchen, loben einen guten Saum, einen sorgfältigen Steppstich, einen gleichmäßig gestrickten Strumpf und lassen durch ein freundliches Wort, eine Aufmunterung, viele Glückliche zurück.

Nicht am wenigsten freut sich der vortreffliche Schulmeister, der im Verein mit seiner Schwester seines Amtes mit ganzer Hingabe wartet und in den Augen des Grafen außerdem noch den nicht genug zu schätzenden Vorzug hat, daß er seine Zöglinge nicht über ihren Verstand und über die Anforderungen ihrer künftigen Lebensstellung hinausführt. Er würde ihnen hier keine Aufgaben stellen, wie ich z. B. kürzlich eine in den Prüfungsaufgaben für eine Volksschule las: „Aufsatz über die Eindrücke eines jungen Norwegers, der zum erstenmale Italien besucht.“ Leider habe ich das Papier verlegt, die übrigen Ansprache waren in demselben Verhältnis, bei einigen der Aufgaben war ich froh, daß ich sie nicht zu lösen hatte. Von dergleichen sagt der Graf mit Recht, es mache nicht einmal verdorbene Gelehrte, jedenfalls aber zum Pflügen, Säen und Ernten untaugliche Menschen.

(Schluß folgt.)

Abschied!

Von M. z. Megele.

(Schluß von S. 315.)

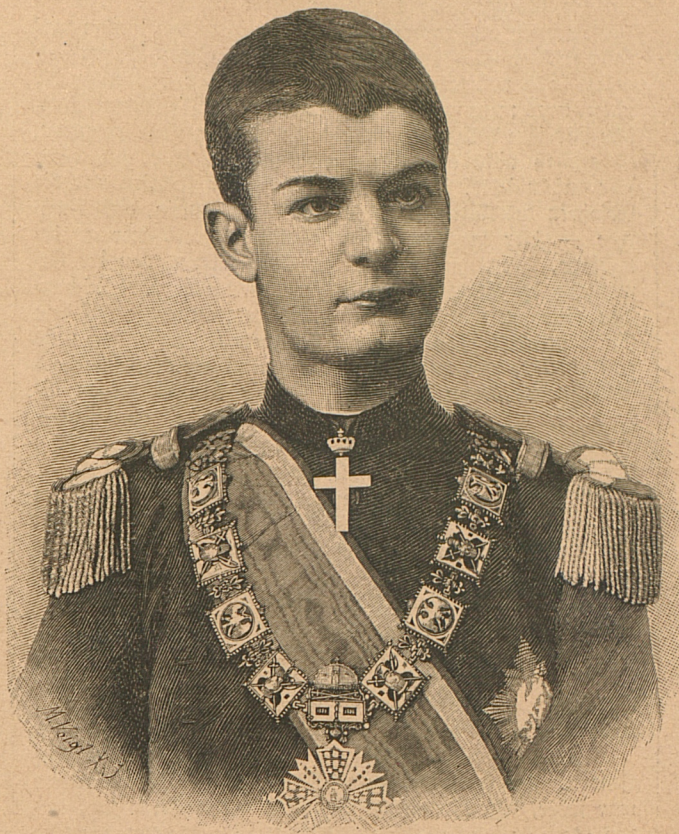
Nachdruck verboten.

Am Ende aber kam die Pianistin der Zukunft auch ohne die Vermittlung des Herrn Krüger zu der Bekanntschaft der großen Künstler und Lehrer, die sie ersehnte. Papa war es, der diesmal die Initiative ergriff. Mit einem Coupé dritter Klasse machte die Familie die Umzugsfahrt mit einem Weinreisenden, der sich als Musikkenner aufspielte. Er rühmte ein allerdings auch sonst bekanntes Institut, in dem er einen Vetter in der Gesangsklasse hatte, und Papa war sofort entschlossen, er meldete seine Tochter an, und in wenigen Tagen hatte sie ihre Aufforderung zur Prüfung.

Eigentlich war es etwas zu früh, für Mama wenigstens, die noch mitten im Umzug steckte, und vor Thränen gar nicht arbeiten konnte. Sie fühlte sich zu unglücklich in der großen Stadt, wo man die Korridorthür abschließen mußte, wo die Semmeln so klein waren und ihr armer Junge so selten an die frische Luft kam.

Als aber das Töchterchen den Deckel des Tafelförmigen mutvoll öffnete, belebten sich ihre Geister doch um ein wenig. Und als die geschickten Finger auf den Tasten bald sangen, bald tanzten, je nachdem es sich um ein Chopin'sches „Nocturne“ oder um das „Presto“ einer Beethoven'schen Sonate handelte, konnte sie in der Nebenstube beinahe mit der alten Freude an der Sache die Gläser in den Mahagonischrankräumen, während Papa sich abmühte, einen Bildernagel mit seinem kleinen Hammer möglichst leise in die Wand zu klopfen.

Allmählich aber geriet das Spiel ins Stocken. Die Gedanken waren zu sehr auf morgen gerichtet: o mein Himmel, welche Angst, welche schlaflose Nacht in



König Alexander von Serbien.

Nach einer Photographie von L. Lehler, kgl. serbischer Hofphotograph, Belgrad.

Aussicht! Wenn es nun ein schreckliches Fiasko wurde oder aber . . . Nun warum nicht? Weshalb sollte es eigentlich nicht so sein, wie in den musikalischen Märchen und Künstler-Romanen, die sie so sehr liebte? Weshalb konnte ihr nicht auch ein großer Meister — sie wußte nicht, wie es kam, aber sie dachte ihn sich durchaus mit einer Allongeperrücke und Kniehosen — oder ein kleiner Maestro mit zerwühlten, schwarzen Locken mitten im Spiel die Hand auf die Schulter legen: „Kind, woher haben Sie das?“ „Carissima mia, geben Sie mir einen Kuß!“

Und natürlich gab sie ihn, denn es war ja so gut wie ein Kuß der Muse! Später kam dann noch ein wenig Ueben, Ausfeilen, Neustudieren, und ehe man sich's versah, war der wunderbare Abend da — der Abend des ersten Debüts. In ihrem weißen Kleide stand sie auf dem Podium — ob sie Atlas wählen würde, wußte sie noch nicht ganz genau, aber drei Viertel war sie schon dazu entschlossen — in der Hand einen herrlichen Blumenstrauß von einem unbekanntem und doch geachteten Spender. Die Leute im Konzertsaal klatschten und riefen — sie konnte gar nicht aufhören, sich zu verbeugen. Endlich gestattete man ihr zu gehen. An der Garderobe erwartete sie Papa, der eine Thräne im Augenwinkel hatte, und Mama, die bereits mit einem Impresario verhandelte wegen einer Tournee durch ganz Deutschland, durch die anderen Länder Europas, vielleicht auch durch Amerika!

Und dann war noch jemand da, jemand, der schwarze oder blonde Haare, dunkle oder blaue Augen, aber jedenfalls eine wunderschöne Figur, ein ungeheures Vermögen und die reellsten Absichten besaß. Vielleicht, daß er im gewöhnlichen Leben bereits eine Krone trug oder doch auf eine Verzicht leisten konnte, vielleicht, daß er nur ein lorbeerbekränzter junger Künstler war — so viel blieb ja sicher: es endete mit einem großen Glück oder mit einer ebenso großen Poesie!



Der Waldrevler. Gemälde von Anton Müller.

Das Originalgemälde im Besitze des Kunsthändlers F. Schwarz, Wien.

Zu diesem Augenblick war es, als Mama mit einem mächtigen Staubtuch in der Hand in die Thür trat und sich etwas mißbilligend vernehmen ließ: „Mir ist, als ob du das früher viel besser gespielt hättest, und ich würde dir entschieden raten, heute noch tüchtig zu üben!“

Die schlechte Nacht war vorüber, und die Angst hatte sich in Form eines gräßlichen Wehgeföhles eingestellt, von dem man nicht recht sagen konnte, ob es vom Herzen oder vom Magen kam.

Mutter und Tochter traten auf den großen Platz, an dessen einer Seite die bekannte Musikschule lag. Die weiten Rasenplätze standen im sonnigsten Maiengrün, auf den prächtigen Gruppenbeeten, auf den Bosketten in der Mitte und den Bäumen im Hintergrunde prasselte der Sprengschlauch. Kinder spielten, Fußgänger gingen aneinander vorbei, ohne sich zu beachten, Reiter flogen auf dem weichen Sande der Alleen und verschwanden im Schatten der Parkanlagen, während die Luft von einem fernen Wagengerassel angefüllt schien, in das sich öfter und öfter der Klang einer Pferdebahnglocke mischte.

Mama trug ihren besten Umhang und ihren feinsten Hut. Sie sah ein bißchen unmodern und äußerst zuversichtlich aus. Auch des Fräuleins graues Kleid zeigte eine etwas kleinstädtische Machart! Es war wirklich wunderbar, daß sie diese Erkenntnis mitten in ihrer Spannung und Besorgnis noch peinlich berühren konnte.

Zuletzt hatte man das Haus mit den Säulen am Portal erreicht. Auf der Treppe trennten sich einige junge Damen mit Notenmappen und einige Herren mit Büchern und Rollen unter dem Arm, während sie sich Bestellungen und kleine Scherzreden zuriefen.

Dann fühlte sich Mama durch die barsche Frage des Portiers empört und durch die kurze Zurechtweisung des Sekretärs verlezt, bis sie die Freundlichkeit der dicken Garderobefrau wieder einigermaßen ins Gleichgewicht brachte.

Dem natürlich mußte man warten! Und während das Mädchen, halb von Sinnen vor Herzklopfen, die Mäntel und Hüte an den langen Regalen betrachtete und sich fragte, ob ihre Sachen hier wohl auch jemals hängen würden, erquickte sich Mama an einer kleinen intimen Unterhaltung.

In fünf Minuten hatte sie einen vollkommenen Einblick in die Privatverhältnisse und Obliegenheiten der umfangreichen Garderobiere gethan. Sie fand es äußerst praktisch, daß dieselbe sich einen Nebenverdienst schuf, indem sie Bier und belegte Frühstücksbrötchen an die Lehrer und Schüler des Institutes verkaufte. Aber sie bezweifelte entschieden, daß ihre Bezugsquellen die günstigsten waren. Und gerade als sie im Begriff stand, ihr außer einem halben Duzend auswärtiger Butter- und Wurstlieferanten, auch noch die Zusammensetzung einer unvergleichlichen Bökelfrühe mitzutheilen, erschien jemand, um die Damen in den Probeaal abzurufen.

In den langen Korridoren, die sie durchschritten, herrschte Kühle und eine gedämpfte Lebendigkeit. Hier und da eilte eine zierliche, junge Mädchengestalt oder ein bleicher Jüngling mit wichtiger Miene an ihnen vorüber. Aus den mit Nummern und Tafeln bezeichneten Zimmerthüren drang bald ein brillantes Tongewimmel, bald der langanhaltende Ton einer Singstimme, ein halbverwehtes Lied oder eine schmetternde Arie. Dazwischen rief irgend eine Männer- oder Frauenstimme ein Wort des Lobes, des Tadelns oder Spottes, helles Gelächter sprang auf und erlosch wieder.

Endlich hatten sie den Probeaal erreicht. Er war groß, so groß, daß die zwei oder drei Flügel, die darin standen, sich vollkommen verloren. Dank den geschlossenen Jalousien bemerkte man nicht gleich, daß er bereits einige Personen beherbergte: zwei Herren und eine Dame, die mit der Ungeniertheit von Leuten, die zu Hause sind, ihre Unterhaltung führten und mit der Rücksichtslosigkeit von Restauranggästen den schüchternen Gruß der Eintretenden ignorierten.

Unbehagliche Minuten vergingen; Mamas Herz sank, und sie fühlte sich äußerst deplaciert. Dann aber lehnte sich plötzlich alles in ihr gegen diese unverdiente Demütigung auf. Mit beleidigter Miene trat sie der plaudernden Gruppe entgegen.

„Man hat uns hierher gewiesen, wahrscheinlich liegt ein Irrtum vor, ich bin nämlich —“ hier nannte sie sich mit ihrem vollen Titel, „und das ist meine Tochter!“

Die drei versummten sogleich. Die Dame hob ihre rötlich angehauchte Nase und sah durch den Kneifer Mutter und Tochter mit einem uninteressierten Blick ihrer wässerigen Augen an. Von den Herren verbeugte sich der größere mehrmals mit auffallender und doch herablassender Höflichkeit.

„Ganz recht, gnädige Frau! Wir warten ebenfalls. Die Zeit des Professor K. ist leider so über die Maßen in Anspruch genommen. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen bekannt mache —“

Es war ein Name, der das Blut der Kunstnovize vor Ehrfurcht in ihren Adern erstarren ließ, dann folgten noch die der rötlichen Nase und des kleinen Herrn, welche zwei nach flüchtigem Verneigen sich sofort in eine Fensternische zurückzogen.

Der Träger des erhabenen Namens nötigte Mama auf ein ledernes Sofa in der Ecke und das Mädchen auf einen Stuhl daneben. Während er seine schmalen, großen Hände ineinander rieb, sprach er vom Wetter, vom Straßenpflaster und von der elektrischen Lichtanlage, die der Magistrat projektiert, mit einem Wort von lauter Dingen, zu denen Mama nicht hierher gekommen war. Konnte man es ihr verdenken, daß sie ohne Besinnen einen kühnen Ansat nahm und zu dem einzigen Thema übersprang, das sie im Moment interessierte, nämlich zu den Studien ihrer Tochter? Im Be-

ginn hatte ihre Stimme einen gleichgiltigen, etwas überlegenen Klang, dann kamen in etwas wärmerem Ton die verschiedenen außerordentlichen Triumphe an die Reihe: was Herr Krüger — „unser rühmlichst bekannter Herr Krüger“ — gesagt hatte und wie das Urteil der Frau von S. lautete, die schon etwas mehr war als eine Dilettantin! Die Eltern thaten also nur ihre Pflicht — mein Gott und ganz offen gestanden, es geschah nicht einmal gern, denn man war aus einer sehr anständigen, ja aus einer vornehmen Familie und die Gefahren des Künstlerberufes, dies Ausgesetzsein, diese Nachrede — hier machten sich unrlöglich Mamas Nerven bemerkbar, ihre vom Anzug, vom Straßenlärm, von der Ermattung des Wartens angegriffenen Nerven. Das Töchterchen hatte gut mit den Augen winken und unruhig auf dem Stuhl herumrutschen. Mamas Thränen ließen sich doch nicht zurückhalten, und unter ihrem Taschentuch vollendete sie halb schluchzend: „Denn sehen Sie, da wir kein Vermögen besitzen, da unsere Kinder auf eigenen Füßen stehen müssen — o man bringt ja gern jedes Opfer — jedes! Sie werden das begreifen, Sie haben vielleicht auch Kinder.“

Mama blickte vom Trauring des großen Mannes in sein Gesicht auf, gläubig, hilfsbedürftig, ohne den spöttischen Zug um die Augen des Großvaters und Weltmannes zu gewahren.

„Gewiß, gnädige Frau, und wenn es sich um eine so außergewöhnliche Begabung handelt —“

In diesem Augenblick erschien der Professor, ein dunkler, gedrungener, freundlicher Herr, der den Damen die Hand bot und nach kurzem Fragen und Antworten, Stuhlücken und Blätterwenden die Probe im Gange hatte.

Die angehende Künstlerin spielte eine Beethovensche Sonate. Sie spielte sie nicht schlechter als sonst, und Mama war sicher, daß es nur am Flügel und am Raum lag, daß das Ganze etwas matt und dünn klang. Warum hatte sie nicht lieber ihr schönes Tafelförmiges hier?

Mit einem heimlichen Blick sondierte sie inzwischen die Mienen des musikalischen Gerichtshofes. Der Professor horchte ernsthaft, der Erhabene lächelte eigentümlich, die rötliche Nase schien ein wenig gerümpft, und der Kleine putzte gleichgiltig seine Nägel.

Mamas Herz klopfte zum Zerspringen. Was sollte denn das? Würden sie vielleicht doch etwas anderes sagen, als das, was sie erwartete.

Und sie fragten auch etwas anderes, obgleich die kleine Pianistin sich wegen des „schrecklichen Fiaskos“ umsonst geängstigt hatte.

Sie blieb nicht stecken und wurde auch nicht zurückgewiesen. Als sie zu Ende war, nickte der Professor mit dem Kopfe, und der große Kollege trat an den Flügel, um sich eine Stelle nochmals wiederholen zu lassen.

„Haben Sie gesehen? Eine famose Handhaltung! Ich fürchte, daß Jahr und Tag vergehen werden, ehe wir dieser Untugend Herr geworden sind.“

„Allerdings ja und ich würde schon aus diesem Grunde allein für die zweite Klasse stimmen. Wie ist Ihre Ansicht, meine Herrschaften?“

Die Herrschaften in der Fensternische rissen sich einen Moment von ihren Privatangelegenheiten los, und die rötliche Nase meinte, daß das doch wohl schon das Höchste wäre.

Noch eine kurze Unterweisung von seiten des Professors über Lehrer, Klassenzimmer und Beginn der Stunden, dann fanden sich Mutter und Tochter plötzlich wieder draußen unter den Säulen des Portals. Die Sonne funkelte wie vorhin auf den Rasenflächen, auf den Bosketten und Gruppenbeeten; die Zahl der Vorübergehenden aber schien verdreifacht, und in der Ferne rollte und brandete das bunte Leben der Großstadt.

Und während sie sich von den wirren Geföhlen der Enttäuschung und Entmutigung zu befreien suchten, faßten sie einander bei den Händen.

„Ich werde sie schon befehren, Mama, sie sollen schon sehen! Warte nur ein Weilchen!“

Und auf dem großen Platz, umglänzt von der Sonne, umrauscht von allen verheißenden Stimmen des Lebens, schlang das Mädchen die Arme um den Hals der Mutter und küßte sie, wie zur Bestätigung eines Versprechens. —

Das Fräulein in der leeren Stube, über die die Nacht hereinbrach, richtete sich jäh empor. Die Hand, mit der sie sich über die heiße Stirn fuhr, war kalt und zitternd. Ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen, und ihre Augen hefteten sich starr auf den alten Kasten an der Wand, der jetzt die Dimensionen eines schwarzen toten Riesenkörpers anzunehmen begann.

War es möglich, daß sie diese Episode aus ihrem Leben so lange und so ganz vergessen konnte? Ja wirklich die Erinnerung, die sie Jahre hindurch als peinlich bei Seite geschoben hatte, war ihr zuletzt ganz abhanden gekommen. Die Ursache war vielleicht, daß sie nicht plötzlich, sondern ganz allmählich ihrem Leben eine andere Richtung hatte geben müssen.

Eine Weile hatte sie ja noch gespielt, und die Fortschritte hatten sich auch eingestellt, nicht mit den Sprüngen des Genies freilich, sondern mit den kleinen, langsamen Schritten des Fleißes.

„Hörst du, wie die Kraft zunimmt?“ sagte Mama.

Aber Papa bewegte ein wenig unruhig den grauen Kopf.

„Ich finde nur, daß es ihr körperlich nicht sehr gut bekommt. Für ein Mädchen von zwanzig Jahren ist sie doch fast zu mager, und ihre roten Backen haben sich ziemlich verloren. Das heißt, ich bilde mir das wohl nur ein, und du darfst dir auf keinen Fall Gedanken machen!“

Aber Mama machte sich doch Gedanken. Sie hatte ja

auch sehr viel Zeit zum Grübeln und Sinnen, seit sie so häufig im Bett oder auf dem Sofa liegen mußte und ihre Kräfte mehr und mehr abnahmen.

Am Abend dieses Tages rief sie die Tochter zu sich, vom Klavier fort, an dem sie saß, um mit unermüdeten Fingern ein Fuge zu üben. Ihre eingesunkenen Augen blickten gespenstisch aus den weißen Rissen. Es war eine Frage darin, die das Fräulein erst heute verstand: Wenn der Vater nun recht hatte? Wenn das Streben nach zweifelhaften Erfolgen sie nun wirklich des vergänglichsten, unwiederbringlichsten Gutes, der Jugend, beraubt hatte? Aber nein, es hatte sie nicht beraubt — es sollte sie nicht beraubt haben! Und deshalb sagte die Sterbende nicht das, was sie eigentlich hatte sagen wollen, sondern: „Du scheinst mir jetzt weniger eifrig, mein Kind, aber das wird anders werden, wenn ich erst wieder besser bin. Du wirst dein Ziel schon erreichen!“

Ja sie würde es erreichen! Jahre vergingen, in denen die mütterlose Tochter sich selbst vom Kochtopf ans Klavier, aus der Waschküche in die Musikstunden hegte. Dann brach sie eines Tages zusammen, und mit dem Arzt legte auch der geängstigte Vater sein Veto ein. Und gezwungen, noch mehr von der nervösen Ermattung, als vom Verbot, gehorchte sie.

Einmal nach langer Zeit wurde sie von einer Bekannten überredet, ein Stück, das sie gemeinsam im Konservatorium geübt hatten, mit jener in einer kleinen Wohlthätigkeits-Matinee vorzutragen. Sie sagte auch zu, aber inmitten einer Probe brach sie ab. Sie konnte unmöglich, der alte Nervenschmerz in ihren Fingern hatte sich plötzlich eingestellt, sagte sie. Die Wahrheit aber war, daß sie fühlte, daß sie nicht spielen konnte, daß sie niemals spielen gekonnt hatte. Es war ein Irrtum gewesen, und sie hatte ihm ihre Jugend zum Opfer gebracht. Das war genug!

Ein kalter, bitterer Hohn umguckte die Lippen des Fräuleins, und während sie noch immer das alte Klavier an der Wand anstarrte, sagte sie in langen Pausen vor sich hin: „Betrogen — betrogen!“

Da drehte sich draußen der Schnepfer in der Korridor-thür. Vom Gas auf der Treppe drang ein Lichtschein über den kleinen Flur in die weitgeöffnete Zimmerthür. Elastischen Schrittes, einen frischen Hauch auf den Wangen, trat der junge Herr ein. Die kurze Abschiedsfeier mit seinen Bekannten hatte ihn ausnehmend erheitert. Nun wollte er die Schwester abholen, und indem er sie forschend anblickte, begann er sogleich mit seinen teilnehmenden Vorwürfen.

„Du bist so blaß! Das kommt natürlich vom Eiszen in dieser Kälte und Finsternis, ohne ein ordentliches Abendessen! Aber du läßt dir ja nie etwas sagen, du mußt immer deinen Willen haben — o ja!“

Während er dann seine Sachen zusammennahm, pfiß er leise und vergnüglich vor sich hin. Eigentlich hatte er sich ein bißchen vor diesem Moment gefürchtet. Ältere Mädchen waren bei solchen Gelegenheiten immer etwas sentimental angehaucht; seine Schwester hatte das ja vorhin erst bei dem alten Klimperkasten zur Genüge bewiesen.

Der junge Herr warf einen verächtlichen Blick nach der Wand. Dabei fiel ihm etwas ein.

„Ach ja, es ist ja noch daselbe, auf dem du dich einstmals, vor jenen grauen Jahren vorbereitetest, mit Rubinsteine und Bülw in Konkurrenz zu treten. Eine komische Idee, denn ich glaube, du besaßest doch nur ein recht mäßiges Talent.“

Er erhielt keine Antwort, denn soeben stampften die Leute des Budikers mit ihren schweren Stiefeln die Treppe hinauf, gefolgt von dem Dienstmann, der das Gepäck holte.

Noch einmal schallten schwere Tritte, Zurufe, halblaute Scherzreden durch die leere, fast finstere Wohnung. Dann zog das Fräulein, in Hut und Mantel, die Korridor-thür von außen an, und der junge Herr ließ ihr galant den Vortritt auf der Treppe.

König Alexander von Serbien.

(Hierzu das Porträt Seite 337.)

Seit das Fürstentum Serbien vor zehn Jahren zum Königreich erhoben worden, hat es wenig ruhige Zeiten gesehen. Die wilden Parteikämpfe im Innern, genährt durch den Einfluß fremder Mächte, die alle in dem unglücklichen Lande ihre Sonderinteressen verfolgten; Aufstände namentlich der Radikalen, die erst mit blutiger Strenge unterdrückt werden konnten; ein erfolgloser Krieg mit Bulgarien, der des Landes Wohlfahrt schädigte; eine trostlose Finanzwirtschaft, die das Reich fast in Abhängigkeit von Wiener Geldinstituten brachte; endlich die widerwärtigen Zerwürfnisse in der Familie des Herrschers, die zur gewaltthätigen Scheidung des Königs Milan von seiner Gattin Natalia Reichko, einer leidenschaftlichen russischen Parteigängerin, weiterhin zur Abdankung des Königs selbst führten — alle diese Vorgänge und Mißstände haben ein Aufblühen des Landes in gedeihlichen, gesicherten Verhältnissen bisher gehindert, und des fünfzehnjährigen Königs Alexander harrt, sobald er aus der Vormundschaft der sogenannten Regenten entlassen sein wird, die schwere Aufgabe, eine Regelung der Finanzen zu ermöglichen, die Parteien des Landes zu versöhnen und durch eine weiße Politik auch nach außen hin das Wohl seines Landes zu sichern. Letzterem Zwecke soll, wie es heißt, eine Rundreise des jungen Königs an den Höfen der zu Serbien in besonders engen und wichtigen Beziehungen stehenden Mächten dienen. Einem Besuche in Petersburg wird ein Besuch in Wien und auch in anderen Hauptstädten folgen. Man darf dem wohlgesinnten jungen Herrscher die besten Erfolge wünschen.

Korrespondenz.

Annoncen Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. O. v. K. in Brüssel. Ihrem Wunsche gemäß lassen wir das Porträt des jungen Künstlers, dessen Erstlingswerk einen bis dahin unerhörten Erfolg errungen hat, hier folgen. In der That weiß die Musikgeschichte von keinem ersten dramatischen Werke zu erzählen, das solchen Beifall in ganz Europa hervorgerufen hat, wie Mascagni's Cavalleria rusticana. Bei einer ausgeschriebenen Bewerbung für eine einaktige Oper erhielt der bis dahin ganz unbekannt, erst sechszwanzigjährige italienische Komponist unter 170 Mitbewerbern den ersten Preis; sein Werk



Pietro Mascagni, Komponist der Oper „Cavalleria rusticana“. (Photographie von Guigoni u. Vossi, Milano.)

wurde nicht nur in Italien, sondern auch in Budapest, Dresden, Wien, Prag, Berlin mit wachem Jubel aufgenommen. Alle Theater beifließen sich, die reizende Oper aufzuführen, und der Komponist ist durch sie in sechs Monaten eine Berühmtheit und gleichzeitig ein reicher Mann geworden. Pietro Mascagni ist der Sohn eines armen Wälders in Livorno. Der talentvolle Knabe wurde von einem reichen Mäcen ins Konservatorium zu Mailand gebracht, wo man den Taugenichts indes arger Schelmenstreiche wegen nach einiger Zeit davonjagte. Danach wurde Mascagni Kapellmeister an kleinen Wandertheatern, und eine alte Zeitung, die ihm zufällig jenes Preisausschreiben vor Augen führte, brachte ihn auf die Idee, eine einaktige Oper zu komponieren. Zwei Freunde arbeiteten ihm das treffliche Bauernstück Vergas rasch zu einem Libretto um, dessen einzelne Abschnitte er täglich auf Postkarten erhielt, und mit gleicher Schnelligkeit schritt von Tag zu Tag die Komposition des Werkes vorwärts, welches ein so überraschend großes und selbständiges Talent beherrschte.

M. in W., Steiermark. Kleine Spielwerke, wie das von Ihnen gewünschte, welches den Nachigallenklang imitieren soll, liefert die Firma Heller in Bern, Schweiz.

Meta S. (Ungarn). Sie meinen jedenfalls „Ueber Land und Meer“, Deutsche illustrierte Zeitung, und wir können Ihnen für Ihre Zwecke ein Abonnement auf dieses treffliche Familien-Journal allerdings bestens empfehlen. Eine Probenummern erhalten Sie auf Wunsch direkt von der Verlagsabteilung.

Abonnement in der Via Ufina. Arbeiten in Silber-Filigran sind im „Bazar“ 1885 Nr. 40 erschienen. Die Nummer kostet 20 Kr.

Ulrike in B. Es sei Ihnen die kleine Schrift von Mathilde Weber, betitelt „Arztinnen für Frauenarbeiten, eine eheliche und sanitäre Notwendigkeit“ (Tübingen, Verlag F. Fues), empfohlen, Preis 50 Pf.

Kosmetik und Gesundheitspflege. M. S. in B. Im Grunde genommen ist es gleichgültig, ob zur Milchzeit eine ungekochte oder gekochte

Milch verwendet wird. Man empfiehlt den Genuß der letzteren lediglich deshalb, weil sich jeder, der ungekochte Milch genießt, einer gewissen Gefahr aussetzt. Wer diese nicht scheut, mag ruhig die ungekochte Milch trinken.

Abonn. in S. Wasserstoffsuperoxyd färbt nicht Haare blond, sondern entfärbt die dunkleren Haare. Der Nachwuchs der Haare tritt natürlich wieder in seiner ursprünglichen Farbe auf. Das Mittel ist zwar unschädlich, doch wird bei andauerndem Gebrauch oft ein Bruchigwerden der Haare beobachtet.

Abonnent in B. Die Vorschrift zu der als kosmetisches Waschmittel der Hände empfohlenen Lanolinmilch lautet: 2 Gramm Borax, 1 Gramm reine Potasche werden in 10 Gramm Rosenwasser in einer Reibschale gelöst, damit 10 Gramm Lanolin verrieben und allmählich noch 77 Gramm Rosenwasser zugemischt, schließlich parfümiert man die Mischung mit 2 Tropfen Bergamottöl, 1 Tropfen Citronenöl und 1 Tropfen Neroliöl. Mit dieser Lanolinmilch wäscht man die Hände, nachdem man sie vorher mit Seife gereinigt hat.

Frau Et. in C. und A. W. in N. Zum Entfernen von Leberflecken eignet sich außer dem galvanoanodischen, namentlich das elektrolytische Verfahren, welches zuerst von dem verstorbenen Professor Voltolini in Breslau angewendet wurde. Die zum galvanoanodischen Verfahren, welches übrigens so gut wie schmerzlos ist, erforderlichen Apparate dürften sich wohl in dem Besitze der meisten Spezialärzte für Hautleiden befinden.

Hortense. Also „Nigargee ist gar nichts“, wie Sie schreiben. Recht haben Sie freilich, schon aus dem Grunde, weil der Glaube an Haarwuchsbeförderungsmittel ein Aberglaube ist. Spekulationen auf die Eitelkeit machen sich aber stets bezahlt.

H. K. in C. Die Uebertragung der Infektionsstoffe durch Leihbibliotheken war vor einiger Zeit, wie Ihnen bekannt sein wird, ein beliebtes Thema unserer Tageszeitungen. Die Frage wurde neuerdings von Hb. Hofée in einer bei Saanenheim erschienenen Broschüre, betitelt „Die Leihbibliothek bei Epidemien und ansteckenden Krankheiten überhaupt“ abermals behandelt, und wir können Ihnen diese Schrift, zumal dieselbe beherzigenswerte Vorschläge für eine Reform des Bibliothekwesens, sowie für das Verlagswesen überhaupt macht, zur Lektüre empfehlen. Daß die Bibliotheken deshalb nicht aus der Welt geschafft werden können, und daß es noch viele andere, oft weit gefährlichere Krankheitsüberträger giebt, wie Schlafwagen, Fräcker, Stubenfliegen u. a., hindert natürlich nicht, durchführbare Reformen in Sachen des Leihbibliothekwesens anzustreben. Jedenfalls werden Sie das Buch mit Interesse lesen.

M. v. W. Wir empfehlen Ihnen „Das Buch der richtigen Ernährung Gesunder und Kranker“ von Marie Gruet. Wenngleich die umfangreichen Arbeiten eines v. Voit, v. Pettenkofer u. über den komplizierten Mechanismus der Speiseaufnahme und Verwertung einen Regulator für die Entwicklung und Leistung des Körpers gegeben haben, so haben doch jene Kreise, denen unmittelbar die Sorge für unsere Ernährung obliegt, diese Ergebnisse der Wissenschaft aus leicht erklärlicher Ursache noch nicht aufgenommen. Daher werden Sie und wohl keine gebildete Hausfrau diesem Werte passiv gegenüberstehen, welches auf dem Gebiete der Ernährung zu erreichen sucht, was Bock's vorzügliches „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ tatsächlich geleistet hat. Das Werk ist nicht nur eine geschickte, sachgemäße Zusammenstellung der neueren Forschungen, sondern enthält auch das praktische Wissen einer gebildeten Hausfrau. Recht viel Belehrendes über den Nährwert, die Zubereitung, Aufbewahrung und Preiswürdigkeit des Fleisches finden Sie in den von den tierischen Nahrungsmitteln handelnden Abschnitten, in denen das Fleisch, die Fleischextrakte und Konserven ihrer hohen Bedeutung gemäß auf das gründlichste besprochen werden.

A. in B. Man muß allen kosmetischen Geheimmitteln, besonders Feintverfeinerungsmitteln, deren Zusammenlegung nicht bekannt gegeben ist, das größte Mißtrauen entgegensetzen; je größer die Kellame, je weniger darf man von solchen Mitteln halten. Dank unserer Geseßgebung dürfen jetzt wenigstens keine schädlichen metallischen Stoffe bei uns in kosmetischen Mitteln enthalten sein, dagegen ist dies besonders bei amerikanischen und englischen Mitteln nicht immer der Fall. Wie Nello mittelt, sind in England Schönheitsmittel, in denen Arsenik eine Hauptrolle spielt, ein ganz beliebter Verkaufsgegenstand. Um die in den höheren Kreisen beliebte Blasse zu erzielen, greift man die höheren Kreise, aber schrecklich ist es zu hören, daß so manches junge Mädchen, welches dieses Gift jahrelang gebraucht, in einem Irrenhause nur durch den Tod schließlich die Erlösung von den Höllenqualen finden konnte, für welche die Blut-Mixtur mit ihrem Gehalte an Arsenik verantwortlich ist. Und so geht es noch mit vielen anderen kosmetischen Mitteln.

M. v. B. in Kiel. Wenden Sie sich an einen guten Spezialarzt für Haar- und Hautkrankheiten, z. B. Dr. Anna in Hamburg, Große Theaterstr. 31.

Haushalt und Küche. Frau Gn. in F. Um den grünen Patinaüberzug auf Lampen, Leuchtern u. c. zu erneuern, verfährt man auf folgende Weise: Man bereitet eine Antrichfarbe, durch Anrühren von kohlensaurem Kupferoxyd mit möglichst hellem Spirituslack (Santalfack oder den sogenannten Negativlack der Photographen) und trägt diesen grünen Lack mittelst einer Bürste auf den Gegenstand auf. Die grüne Farbe bleibt dann in den Vertiefungen zurück und erscheint nach dem Aufrocknen als Patina. Kohlenstaubes Kupfer giebt eine bläuliche Patina, Grünspan statt derselben genommen, eine hellgrüne Färbung; Zwischentöne erhält man durch Mischungen beider Farben. Die Gegenstände müssen selbstverständlich vorher durch Abbürsten mit Soda und Wasser auf das sorgfältigste von allem anhaftenden Fett und Staub gereinigt werden.

A. W. in Bavi. Senf bereitet man auf folgende praktische erprobte Weise: 1) Deutscher Mostsch ohne Gewürz; 250 Teile schwarzen Senf, 250 Teile weißen Senf, 500 Teile Essigsprit mischt man, nach 24 Stunden fest man 250 Teile Zucker und 250 Teile Wasser hinzu, läßt so lange unbedeckt stehen, bis die übermäßige Schärfe vergangen ist, und fest schließlich noch 250 Teile Wasser zu. — 2) Französischer Tafelmostsch: 300 Gramm Senfsamen werden 12 Stunden in 300 Gramm Speiseessig quellen gelassen,

dann in einer Senfmühle vermahlen und dabei langsam 300 Gramm Essig zulaufen gelassen. Schließlich wird zugemischt: 2 Gramm Knoblauch mit 50 Gramm Zucker verrieben, 25 Gramm Salz, 25 Gramm feingehackte Sardellen, 25 Gramm Estragonkraut, 2 Gramm Neugewürz, 1 Gramm Macis, 1 Gramm Zimmt. Statt Senfsamen kann man auch Senfmehl nehmen und die Masse in einem Porzellanmörser verreiben. Beim Arbeiten mit Senfmehl muß man darauf achten, nicht zu viel Essig auf einmal zuzusetzen, weil die Masse dann zu dünn wird und von der Küchenteile nicht gut gefaßt werden kann.

A. Br. in G. Kostige kleinere eiserne Gegenstände, die sich leicht erwärmen lassen (Scheren, Messer u. c.) reinigt man in folgender Weise. Man bindet ein Stück Bienenwachs in einen nicht zu dicken Lappen und verreibt es auf dem erwärmten Eisengegenstand, sodas letzterer dadurch einen dünnen Wachsüberzug erhält. Darauf nimmt man einen zweiten Lappen, taucht ihn in pulverisiertes Kochsalz und reibt damit Wachs und Eisen ab.

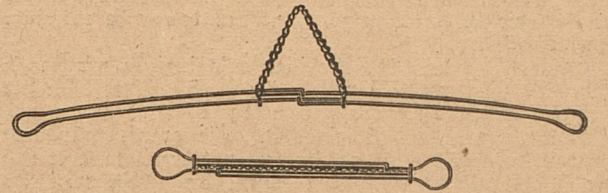
A. Z. in Sp. Sollte Ihnen die „Neue Kartoffelfäule“ von Paula Katschak nicht bekannt sein? Wir geben gern zu, daß es in der Vegetariantische sehr schwer ist, die erforderliche Abwechslung in der Auswahl der täglichen Speisen herbeizuführen, aber die „Neue Kartoffelfäule“ ist geeignet, Ihnen diese schwierige Aufgabe zu erleichtern. Ueberhaupt wollen Sie die Mannigfaltigkeit der Kartoffelgerichte durchaus nicht unterschätzen. Zahlreiche Bereitungsweisen derselben haben sich zu wahren Nationalgerichten ausgebildet. Als Beigabe zu Fleischgerichten, Fischen und als Einwichelbeissen sind solche bei den feinsten Mahlzeiten ebenso beliebt und unentbehrlich wie für den einfachsten Tisch; Kartoffelstorten und Klammr sind in Gesellschaften auf dem Festliche, Pellkartoffeln in der Fischehütte bei Säring und Stodfisch zu finden. Die „Neue Kartoffelfäule“ hat den Vorteil, nur erprobte Vorschriften zu Kartoffelspeisen zu geben, und ist im Buchhandel (Verlag von U. Moser in Graz) für 80 Pf. zu haben. Zudem steht dem praktischen Wert der Empfehlung einer bekannten Autorität, nämlich der Frau Katharina Prato, der Verfasserin der „Süddeutschen Küche“ zur Seite. Die zweite, erst kürzlich erschienene Auflage weist übrigens nicht unbedeutende Vermehrungen und Verbesserungen auf.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. A. Z. in G. Um Rotweinflecken aus weißem Seibentüll zu entfernen, ohne denselben zu beschädigen, verfährt man folgendermaßen. Man taucht zunächst die betreffenden Stellen in eine Lösung von Weinsäure, etwa ein Zehntel voll auf 1/4 Liter Wasser, und sodann in einer Lösung von unterchlorigsaurem Natron von derselben Stärke. Nach einigen Minuten nimmt man die Spitzen aus der Flüssigkeit heraus, wäscht mit reinem Wasser gut nach und bleibt dieselben einige Zeit, wösmöglich in direktem Sonnenlichte.

A. M. in B. Während in früheren Jahren zum Stärken der Wäsche meistens Weizenstärke benutzt wurde, erwirbt sich jetzt der fabrikmäßigen Herstellung der Stärke dieses Produkt immer mehr Freunde, und zwar aus erklärlichen Gründen. Vor allem ist die Verwendung der Stärke eine einfachere, man verwendet sie kalt, während Weizenstärke gekocht werden muß. Ein weiterer Vorteil der Stärke besteht gegenüber der Weizenstärke in das vollständige Freiwerden derselben von Kleber, wodurch das Gelbwerden der Wäsche verhindert wird. Auch findet die Stärke jetzt immer mehr Anwendung in der Küche; ihrer vollkommenen Reinheit wegen empfiehlt sich für obige Zwecke namentlich die bekannte Marke von Kenty u. Comp. in Louvain, käuflich in größeren Drogenhandlungen.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer verstellbarer Kleiderbügel. Die untenstehende Skizze veranschaulicht einen aus starkem Eisenblech angefertigten, ineinander schiebbaren Kleiderbügel, welcher infolge seiner Verstellbarkeit für Kleidungsstücke



jeder Größe zu verwenden ist. Derselbe ist namentlich zweckmäßig für die Reize, zum Aufhängen der in den Koffern gebrauchten Garderobe. Der verstellbare Kleiderbügel hat ausgezogen die übliche Länge von ca. 44 Cent., zusammengezogen misst er nur 26 Cent.; sein Preis beträgt 25 Pf.; innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 50 Pf. das Stück.

Bezugsquelle: C. Cohn, Igl. Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Die nächste Nummer (Nr. 35) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „September“.



Fig. 1. Kleid aus gemustertem Seidenstoff. Das auch für kleinere Gesellschaften, Theater u. c. geeignete Kleid ist aus hellmohrfarbenem, bunt gemustertem Seidenstoff und gestickter Seidengaze gefertigt und besteht aus einem garnierten Rock mit kleiner Schleppe und einer Taille, deren kurzer Schoß unter dem Rock getragen wird. Man stellt für dasselbe zunächst den Futterrock vorn 102, hinten 118 Cent. lang her, und zwar schneidet man die Vorderbahn oben 17, unten 53, die ersten Seitenbahnen je oben 22, unten 33, die zweiten Seitenbahnen je oben 18, unten 37, die hintere Bahn 54 Cent. breit, begrenzt den Rock am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten Plisséfrisur von Tasset, garniert ihn innen mit einer 10 Cent. breiten ausgezackten Frisur von gleichem Stoff und bringt an der Verbindungsnaht der Seitenteile Bänder zum Zurückbinden an. Die Garnitur des Rockes besteht vorn zunächst aus einem 60 Cent. breiten, 120 Cent. langen Tablier aus gemustertem Seidenstoff, das oben leicht ge-

rafft auf demselben befestigt ist; nach dem unteren Rande hin hat man den Teil etwa je 12 Cent. breit nach innen umgelegt, wodurch ein daselbst auf dem Rock angebrachter Seidenstreifen sichtbar wird; oben tritt demselben die übrige Rockbekleidung leicht über. Letztere besteht an den Seiten je aus einem vorn entsprechend langen, hinten 128 Cent. langen Teil, der unten 115 Cent. breit, hinten nach oben hin bis auf 87 Cent. Breite abgechrägt und daselbst mit dem hinteren, 56 Cent. breiten, 130 Cent. langen Schleppteil verbunden ist. Oben hat man die Garniturteile, je 6 Cent. weit vom vorderen Rande entfernt, in zwei je 8 Cent. breite, nach vorn gefehrte Falten gelegt, die 8 Cent. weit voneinander entfernt treffen und hinten, zu beiden Seiten des Schließes, je in dicht aufeinander liegende, nach hinten gefehrte Falten geordnet. Außerdem garniert den Rock vorn volantsartig ein 32 Cent. hoher, 425 Cent. weiter Gazeteil, der, wie die Abb. zeigt, festonartig auf demselben befestigt ist; den oberen Rand des Rockes decken gürtelartige Gazestreifen; denen sich panierartig arrangierte Teile aus gleicher gestickter Gaze anschließen; letztere bestehen je aus einem 32 Cent. breiten, 79 Cent. weiten Stoffteil, der rosettenartig zusammengefaßt an den Gürtelteilen befestigt wird. Die vorn und hinten fallig arrangierte Taille ist vorn oben mit 26 Cent. breiten, 46 Cent. weiten, gestickten Gazeteilen garniert und vorn mit Haken und Dejen zum Schließen versehen. (Siehe auch die nebenstehende Rückansicht.)

Fig. 2. Kleid aus damasciertem Seidenstoff. Das sowohl zur eleganten Straßentoulette, wie für kleinere Gesellschaften geeignete Kleid ist aus blaugrauem, damasciertem Seidenstoff gefertigt und besteht aus einem garnierten, leicht schleppten Rock und einer kurzen Taille. Der Futterrock aus Tasset ist vorn 105, hinten 124 Cent. lang, unten mit einer 6 Cent. breiten ausgezackten Plisséfrisur begrenzt und innen mit zwei je 7 Cent. breiten, eingereichten Frisuren garniert; für den Rock stellt man die Vorderbahn oben 34, unten 53, die Seitenbahnen je oben 26, unten 45, die beiden hinteren Bahnen je oben 31, unten 52 Cent. breit her, verzieht den Rock bis zur halben Höhe mit Gaze und hinten, 53 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, mit einem Zug. Der, dem Futterrock aufliegende, zweite Rock aus Seidenstoff ist gleichfalls, entsprechend lang, aus Vorder-, Seiten- und Hinterbahnen zusammengefaßt, und stellt man erstere oben 28, unten 56, die Seitenbahnen je oben 40, unten 55, die Hinterbahnen je oben 41, unten 55 Cent. breit her, näht die Teile zusammen, rundet den Rock unten ab und garniert ihn in der

Weise der Abbildungen unten mit einer 21 Cent. breiten, in doppelter Stoff, sowie schräger Fadenlage hergestellten Puffe, die längs der Mitte mehrmals eingereicht ist; den oberen Rand der Puffe hat man in regelmäßigen Entfernungen mit einigen Stichen auf den eingereichten Falten befestigt und daselbst je mit einer Schließe aus 7 Cent. breitem Atlasband garniert; der obere Rand des Rockes wird nach Erfordernis eingekräuselt. Die kurze glatte Schnebentaille ist auf den mit Hakenschluß versehenen Futterteilen lagertartig mit gelblicher Bengaline bekleidet und der Ansatz durch die reberstartig umgelegten und daselbst mit 13 Cent. breiter Spitze garnierten Vordertheile gebekkt; die Spitze hat man oben, wie ersichtlich, dicht eingereicht und nach unten hin, der Form der Rebers entsprechend, zugespitzt. Den unteren Rand der Taille begrenzen sechs je 24 Cent. weite, 13 Cent. hohe, mit Seidenfutter versehene, eingekräuselte und daselbst verfürzt aufgenähte Schoßteile. Ein aus damasciertem Seidenstoff gefertigter Stehragen, sowie mit Spitze garnierte Ärmel aus letzterem Stoff vervollständigen die Taille, welche man auf dem Laß, sowie den Ärmeln mit kleinen Schleißen verziert hat



Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Artien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.